

**Zwischen Zähnen und Klauen: Der Wolfsmann Werner Freund**  
**DER CHOR DER WÖLFE**

**Die Wölfe kommen. „Canis lupus“ heult wieder im deutschen Wald, u.a. in der Lausitz – im Saarland hebt der Chor der Wölfe schon länger an. Hier lebt ein Mann mit dem unzählbaren Urahn aller Doggen und Dobermänner, Pudel und Pinscher, Gatter an Gatter: Werner Freund, 71. Der Wolfsmann, der mit den Grauen heult, jagt, rauft, bei ihnen schläft, sie studiert, ihr zu Unrecht mieses Image wieder aufpoliert. Er ist der einzige Forscher weltweit, der von sich sagt: „Ich bin ein Wolf geworden.“**

Stille im Wolfsrevier. Ein grauer Himmel spannt sich über das scheinbar verlassene Gehege. Nicht eine Vogelstimme zerteilt die Morgenruhe. Nur der Wald flüstert. Es schmaucht, es gluckst, es raschelt. Es knackt im regenfeuchten Dickicht. Plötzlich sind sie da: Wölfe! Pfeilschnell schießen sie aus dem Unterholz hervor. Fast lautlos, wie auf Zauberpfoten.

Einer der Europäischen Wölfe streift am fünf Meter hohen Sicherheitszaun entlang. Sein Starrblick durchbohrt uns, fordert Distanz. Leise knurrend unterstreicht er seine Warnung, während der Rest des Rudels in respektvoller Entfernung herumlungert. Der Graue zieht die Lefzen zur Drohfratze hoch, bleckt das Raubtiergebiss, beißt in den Draht, der uns vor ihm schützt – bis sein scharfer Blick uns endlich loslässt und sich mit freudiger Erwartung füllt: Der Alphawolf hat den Wolfsmann entdeckt. Eine graue, stoppelbärtige Gestalt im Bundeswehr-Kampfanzug, die da gerade durch eine Sicherheitsschleuse ins Gehege stapft. Klein, drahtig, durchtrainiert, männlich. Ein Kerl. Runen haben sich in sein Gesicht geschrieben. Blick und Gang haben etwas Wehrhaftes, auch die raue Stimme: „Wenn´s eine Seele gibt, dann zwischen den Wölfen und mir.“

Jeder Fremde würde das Eindringen in diese wölfische Gemeinschaft mit dem Leben bezahlen. Doch hier bricht ein Begrüßungssturm los. Mit Riesensätzen prescht der Rüde „Gorbi“ heran. Der Alphawolf will der Erste sein. Er schnuppert, winselt, springt am Wolfsmann hoch. Der läßt es zu, daß der Graupelz ihm die Pranken in die Schultern krallt, übers ganze Gesicht leckt, mit den dolchartigen Fangzähnen zärtlich Bart und Lippen zwickt: „Mein gudde Junge!“ Erst als „Gorbi“ sich trollt, dürfen, streng nach Status, die anderen Werner Freund willkommen heißen.

Als der rangniedrigste Graue sich vordrängen will, weist das wütende Alpha-Tier den Omega-Wolf knurrend und mit gefletschten Zähnen zurecht. Freund denkt nicht daran, sich einzumischen. Mitleid? Für solch „menschlichen Blödsinn“ hat er schon gar kein Verständnis.

Wolfsgesetze darf auch er nicht brechen. Ein Wolfsmann ist kein Weichei: „Wenn ich die Stellung des Alphetieres untergrabe, riskiere ich einen Angriff.“

Der Mann im Camouflage kennt die Wolfssprache, jede Regung und Bewegung des Fangs, der Lunte und der Ohren. Dieses Wissen ist überlebenswichtig, auch für ihn, den Boss. Seine Rolle als Oberwolf muß er immer wieder verteidigen – zur Not auch mit den Zähnen: „Ich beiß zurück.“ Keine Chance für Revoluzzer: Einem Alpha-Tier, das ihm einmal den Rang streiten machen wollte, versetzte er einen Kinnhaken. Dann war die Sache aus der Welt und die Hierarchie wieder hergestellt: „Jetzt sind wir Freunde.“

Das innige Verhältnis beginnt von klein auf. Schon in den ersten Lebenstagen der Welpen, wenn ihre Augen noch geschlossen sind. Er prägt sie auf seine Person, ist ihnen Vater und Mutter, später ihr Bruder, dann ihr Oberwolf. Auf allen Vieren und rohe Fleischhappen zwischen den Zähnen, kriecht er zwischen den milchentwöhnten Kleinen herum und füttert sie mit dem Mund. Dabei geraten die Wölfchen in höchste Erregung. „Sie zittern dann am ganzen Körper.“

Freund stellt die Hetzjäger nicht aus, bricht nicht ihren Willen. Er ist der Oberwolf und steht in der Hierarchie noch über dem Leittier des Rudels. Eine Position, die es in der Natur sonst nicht gibt. „Ich gehöre sozusagen zur High Society.“ Dressieren oder gar zähmen lassen sich die Freibeuter der Steppen und Wälder nicht: „Die Wölfe haben mich domestiziert, nicht umgekehrt.“ So hat sich der pensionierte Fallschirmjäger, nicht gerade ein Freund langatmiger Theorien, „lupifizieren“ lassen. Er fühlt, denkt, lebt wölfisch, unterwirft sich den Gesetzen des Rudels. „Ich bin ausgewandert in eine andere Welt.“

Seit 32 Jahren geht der gebürtige Oberhesse unter die Wölfe, Tag für Tag. Ein „Leben zwischen Zähnen und Klauen“, erfüllend, aber auch hart und gefährlich. Mit einem halb verhungerten Wildfang aus Jugoslawien, den er aus einer Tierhandlung rettete, fing 1973 alles an. Das einsame Wolfskind bekam eine Gefährtin. Heute heulen im Merziger Kammerforst auf viereinhalb Hektar 20 Wölfe in vier Rudeln - graue Europäer, schneeweiße Polarwölfe und die zierlicheren Inder. Für die Besucherscharen und Filmteams aus aller Welt ist Werner Freund, längst Verhaltensforscher von internationalem Rang, der furchtlose Mann, der

im Mischwald nahe der saarländisch-französischen Grenze mit dem Wolf tanzt. Seine Uni ist der Kammerforst, sagt er, seine Professoren sind die Wölfe. Immer wieder verblüffen die Bücher und Vorträge des Autodidakten die Fachwelt. Tierfilmer Heinz Sielmann, 88, nennt Freund in einem Atemzug mit der Schimpansen-Forscherin Jane Goodall. Konrad Lorenz (1903 bis 1989) lobte den Stabsfeldwebel a. D. als „Kenner der Wölfe“. „Kenner“ – das hatte der legendäre Tierverhaltens-Forscher zuvor noch nie in den Mund genommen.

Freunds berühmtes Vorbild hängt im Blockhaus vor dem Wolfsgehege neben vielen weiteren Fotos und Trophäen, die aus einem wilden, wölfischen Abenteuerleben erzählen. Von den beruflichen Anfängen als Raubtierpfleger in der Stuttgarter Wilhelma, wo er im Zoo als 17jähriger Bengel mit Löwen und Hyänen schmuste, von seiner Zeit als Einzelkämpfer-Ausbilder bei der Bundeswehr, wo er Haut an Pelz mit Bären lebte, von seinen 17 Tropen-Expeditionen in den 60er und 70er Jahren, die ihn von den Kopfjägern Papua-Neuguineas bis in die entlegensten Winkel des Amazonas-Urwalds führten. Doch nur einer ist allgegenwärtig: Meister Isegrim. Wohin das Auge auch blickt, der zu Unrecht verfeimte Beutegreifer lugt aus allen Holzecken. Als Ton- und Emaille-Figur, von Gemälden, Graphiken, Fotos – von einer Funkquarzuhr: „Wir ersaufen in Wölfen!“

Ein Pony-Fohlen endete als Fell an der Wohnzimmerwand. Auch an den Kälbern, auf deren Fellen wir sitzen, delectierten sich Wölfe: „Ich hab’ die Tiere verfüttert.“

Fleisch für vier Rudel, das wäre ohne die Jäger und Bauern der Umgebung gar nicht zu schaffen. Regelmäßig karrt der Oberwolf mit seinem Kleintransporter die Beute zusammen, mal ein verendetes Reh, mal einen überfahrenen Hirsch oder ein Wildschwein, mal ein tot geborenes Kalb oder ein notgeschlachtetes Schaf.

Heute gibt’s Reh. Die Polarwölfe warten schon. Sie winseln und keifen, einer reckt den Kopf in den Nieselregen und heult. Freund hat sich für die Fütterung frisch gestylt, geduscht, einen neuen Overall übergestreift, Hut und Schuhe gewechselt. Ein überlebenswichtiges Ritual: Fremder Geruch würde rivalisierende Rudel sofort zum Angriff reizen. Der Wolfsmann greift die tote Ricke aus einem blutigen Bottich. Den Kadaver geschultert, flüchtet er hinter seine Welt aus Eisendraht. Er läßt das verendete Tier heruntergleiten, packt es an den Hinterläufen. Da beginnt wie im Rausch ein Raufen um die Beute. Von allen Seiten und mit unbändiger Kraft zerran die jaulenden Wölfe an dem leblosen

Körper. Schließlich muß der Wolfsmann die Beute preisgeben, und die bildschöne, stolze Führungs-Wölfin reißt erste Stücke aus dem toten Tier. Knurrend und um sich schnappend, hält „Ellesmere“ alle Nebenbuhler auf Distanz. Ihr weißes Fell färbt sich rot. Erst als die Königin satt ist, dürfen die anderen ran. Der Wolfsmann schaut seelenruhig zu, wie seine Kumpane die Reste verschlingen. Er genießt den Ruf der Wildnis und seine Zigarre. „Wölfe sind sehr sensibel“, raunzt er.

Die tiefe Verbundenheit und Liebe zu Tieren hat ihm seine Mutter Else in die Wiege gelegt. Freund entstammt einer Schäfer- und Försterfamilie aus dem Oberhessischen. Ferkel und Zicklein, Küken und Katzen, Gänse und Ziegen sind die Spielkameraden des schwächlichen Jungen. Er schläft bei der Hütehündin und ihren Welpen. Märchen vom bösen Wolf hat die Mama nie vorgelesen: „Für sie gab es keine schlechten oder bösen Tiere.“ In zahllosen Mythen und Legenden und auch vielfach heute noch wird der Wolf als heimtückisches, arglistiges und blutrünstiges Monster Monster dämonisiert. Zu Unrecht, weiß der Stabsfeldwebel a.D.: Dem Menschen, ihrem einzigen Feind, würden sie nie gefährlich werden.

Das Lied der Wölfe, das der Wind täglich in die Merziger Wohnsiedlungen trägt, kann die Menschen unweit der deutsch-französischen Grenze längst nicht mehr schocken. Sie wissen: Bestimmt hockt der Wolfsmann wieder bei seinen Kumpanen und heult kräftig mit. Wie an diesem Morgen: Freund legt seinen Kopf in den Nacken. Er wirkt dabei leicht, mehr Vogel als Stein. Mehrmals hintereinander läßt er kehlige Urlaute anschwellen, verebben, wieder anschwellen. Seine Kumpane beginnen zu winseln, wedeln mit den Schwänzen, strecken die Schnauze in die Höhe, fallen mit ein. Einer nach dem anderen, dann das ganze Rudel, schließlich alle im Kanon, aus nah und fern, aus allen Richtungen, im ganzen Wald. Das schauerliche wie anrührende Heulen schwillt an zum seit Urzeiten unveränderten Chor der Wölfe. „Ein Ausdruck von Stärke und Solidarität“, sagt der Boss.

Der Wolfsmann hustet. An seinem Tarnzeug kleben noch Rehhaare und Blut. Er riecht nach totem Fleisch und Zigarre. Ihn stört es nicht. Werner Freund ekelt sich nicht vor Blut. Was Menschen denken, was sie tun, versteht er nicht immer. Auch nicht ihre Fragen. Ob er Prokofjews sinfonische Erzählung „Peter und der Wolf“ gern hört? Die braunen Augen unter dem kirgisischen Filzhut blitzen: „Lieber Märsche!“

**Thomas Olivier**

© Olivier 2003